Dresseur den Kopf, und das ist die Hilfe, mit welcher der „kluge Hans" veranlaßt wird, mit Stampfen aufzuhören. Dies nur ein Beispiel. Natürlich muß der Dresseur mehrere solcher Hilfen bereit haben, um nie in Verlegenheit zu kommen. Des weiteren ist es nötig, daß Hans den Dresseur stets ansieht, das wird erstens dadurch erreicht, daß das Pferd während der ganzen Vorführung dauernd mit kleinen Leckerbissen gefüttert wird und daß der Dresseur einen Mantel trägt, dessen Taschen mit Futter gefüllt sind und für das Pferd die größte Anziehungskraft haben. Wer mit offenen Augen diese Vorführung ansah, mußte die verschiedenen „Hilfen" leicht erkennen. Weiß man aber das eben Gesagte, dann sind die von dem Hengst produzierten Leistungen nicht im geringsten mehr erstaunlich."

Die Polizei ist beauftragt worden, sachverständige Persönlichkeiten, die Gelegenheit hatten, den Vorführungen des so schnell berühmt gewordenen Pferdes beizuwohnen, über ihre Beobachtungen zu befragen und darüber Bericht zu erstatten. — Im übrigen hat Herr v. Osten die Absicht, an das Kriegs- und Kultusministerium folgendes Ersuchen zu richten: Jedes dieser Aemter möge drei Personen benennen, die in Gemeinschaft mit drei von Herrn v. Osten zu wählenden Persönlichkeiten eine Kommission zur Untersuchung des klugen Hans bilden sollen. Durch diese Kommission solle festgestellt werden, ob das Pferd selbständig zu arbeiten in der Lage sei.

Der weibliche Postbeamte

ist, wie wir der Wiener Monatsschrift Neues Frauenleben entnehmen, durchaus keine Errungenschaft unserer Zeit. Schon im 18. Jahrhundert wurden Frauen im Postdienst angestellt. Im Archiv des Reichspostmuseums finden sich die Bestätigungen zweier Postverwalterinnen aus den Jahren 1744 und 1748, eigenhändig ausgestellt von Fürsten Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis. Eine dritte Urkunde, von 1779, bestätigt die Ernennung einer Frau zur Posthalterin in Warendorf. Sehr interessant sind auch die Bilder einiger weiblichen Postbeamten. Marianne, genannt die „Joppoter Schnellpost", besorgte 32 Jahre den Postverkehr zwischen Joppot und Danzig. Sie hätte ihn wahrscheinlich noch länger besorgt, aber abergläubische Bauern erschlugen sie im Walde. Die „Magnitzer Schnellpost", Marie Zwicklinsky, hatte von 1828 bis 1868, also fünfundvierzig Jahre lang, den Postdienst zwischen Ragnit und Tilsit. Dreiunddreißig Jahre lang arbeitete die Witwe Hammerstein zwischen Wald und Elberfeld. Gesund scheint also der Schnellpostdienst den Frauen auf alle Fälle gewesen zu sein.

Der Magistrat als Fälscher.

Es gibt in Frankreich eine kleine Stadt, die sich der hohen Ehre rühmt, in ihren Mauern einst Napoleon Bonaparte geborgen zu haben, da er noch ehrgeiziger Hoffnungen voll in Jugendträumen schwelgte. Mit gerechtem Stolz zeigte man in einem niedrigen Häuschen das dürftige Zimmer, in dem einst der große Kaiser gewohnt; und mit andächtiger Ehrfurcht bestaunten die Besucher diese denkwürdigen „historischen" Möbel, deren altväterische Form und deren verblaßte Bezüge ein Schein der Heiligkeit und Verehrung umleuchtete, und die zu berühren der Kastellan des Hauses strengstens verbot. Aber o Schrecken! Es stellte sich heraus, daß der Magistrat des Städtchens diese Reliquien in einem Möbelmagazin des Faubourg Saint Antoine gekauft hat und diese „historischen" Gegenstände ganz moderner Trödel sind. Das alles hat ein „schwarzes Schaf" unter den Bürgern des Städtchens herausbekommen und in einer kleinen Schrift erwiesen zur großen Blamage des Magistrats.

Quäker-Likör.

Ein interessanter und amüsanter Zivilprozeß hat soeben in London seinen Abschluß gefunden. Eine Schnapsfabrik hatte einem ihrer Fabrikate die Bezeichnung „Quäker-Likör" verliehen, und auf den Reklamen sah man einen Quäker in der bekannten Kleidung mit einer Flasche in der Hand. Nun sind die Quäker schon verschiedentlich zu Reklamezwecken gebraucht worden, und auch in Deutschland kennt jedermann „Quaker Oats". Sie haben das lange ertragen, aber daß sie nun für ein alkoholisches Fabrikat wider Willen Propaganda machen sollen, das ging ihnen doch über die Hutschnur, da sie erfahrungsgemäß einen besonderen Stolz darin setzen, nie Alkohol in irgend welcher Form zu sich zu nehmen. Die „Gesellschaft der Freunde" legte daher zum Ergötzen aller Freunde des Humors im Gerichtssaale Verwahrung gegen eine solche Beleidigung ein. Der Richter jedoch war offenbar kein Temperenzler, und erklärte, er sehe nichts Beleidigendes in der Bezeichnung des Likörs oder in dem Plakat, da der Quäker auf demselben nicht betrunken dargestellt sei, sondern nur überlege, worauf der Anwalt der klägerischen Partei einwandte: „Wer überlegt, ist schon verloren." Und so war es auch — das heißt, der Prozeß war verloren.

O, diese Fremdwörter.

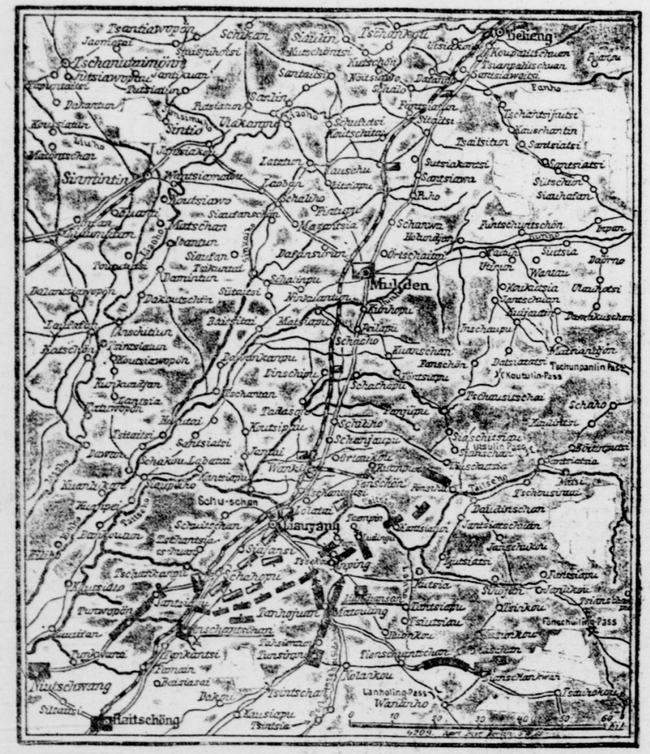
Einem angehenden Bureaubeamten war die Abschrift eines ärztlichen Gutachtens aufgetragen worden. In der Reinschrift war folgendes zu lesen: „Bei dem Kranken war nichts katholisches mehr zu konstatieren!" Selbstverständlich mußte es heißen: „Bei dem Kranken war nichts „pathologisches" zu konstatieren."

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum. Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.

Der japanische Vormarsch gegen Liaujang.

In dem Augenblick, wo alle Welt mit höchster Spannung eine Entscheidung vor Port Arthur erwartete, dessen wichtigste Außenforts bereits in den Händen der Japaner sind, setzten plötzlich in der Mandschurei die Operationen wieder ein, welche fast drei Wochen lang ins Stocken geraten schienen. Die Japaner haben offenbar so lange gezögert, weil sie sich nicht stark genug fühlten, den Feind in seinen strategisch vorzüglich wertvollen und gut vorbereiteten Positionen im Raume um Liaujang zu fassen. Wenn sie daher jetzt den konzentrischen Vormarsch angetreten und sofort auch den Kampf auf der ganzen Linie aufgenommen haben, so spricht das dafür, daß es ihnen gelungen ist, in der Zwischenzeit durch Nachschübe die Lücken auszufüllen, welche die Verluste in den Kämpfen um die Pässe und vielleicht die Detachierungen zu Gunsten der Zernierungsarmee auf Kwantung in ihren Reihen gerissen haben. Allerdings darf der Umfang dieser Zernierungen nicht überschätzt werden. Er ist von den Japanern in ihren Meldungen offenbar mit voller Absicht übertrieben worden, um die Russen sicher zu machen.

Wie dem aber auch sei, es ist fraglos eine sehr starke japanische Streitmacht, die jetzt in der Mandschurei mit dem General Kuropatkin um die Entscheidung ringt. Trotz der Nachschübe, welche die Russen aus der Heimat erhalten haben, dürften ihnen die Japaner auch nach Ablauf der dreiwöchentlichen Frist numerisch noch sehr überlegen sein. Man erwäge nur die starken Abgänge, die Kuropatkins Armee nicht nur infolge der aufreibenden und blutigen Kämpfe, sondern auch durch allerhand Epidemien hatte, und man bedenke ferner, daß, wenn innerhalb eines Monats 30 0000 Mann aus dem Innern Rußlands an die Front gebracht werden könnten, dies schon eine hervorragende Leistung der sibirischen Bahn darstellen würde. Allerdings kann sich Kuropatkin auf die Defensive hinter gut gesicherten Stellungen beschränken, während die Japaner Sturm auf Sturm wagen müssen. Der Elan aber, die fanatische Tapferkeit ihres Vorgehens beweist, daß sie gerade in ihrem Element sind und so kennzeichnet sich auch diese jüngste Phase der mandschurischen Kämpfe als ein fortwährendes Zurückgehen der Russen. Auf der Südfront hat Kuropatkin Anschantschan vor den kombinierten Angriffen Okus und Nodzus räumen müssen. Seine Nachhut, wenn man die russische Armee in der Rückwärtskonzentration begriffen annimmt, steht bei dem Dorfe Baisiafai etwa 12 Werst nördlich von Anschantschan. Von hier aus zog sich der Kampf längs der Linie Baisiafai—Tunsiupu—Tahsientun—Liandiansan—Zegu—Pegu—Taitzeho in einem Halbkreis um Liaojang herum. Bald hier, bald dort nahmen die Japaner kleinere Massierungen zu. Diese Kämpfe können indeß nur als einleitende, wenn man so will, als Kulissengefechte angesehen werden. Das Endziel der Kämpfe selbst, andererseits davon abhängen, daß die Japaner die Verbindungen zwischen Kuropatkin und der Garnison von Mukden rechtzeitig abschneiden und einen starken Keil zwischen Alexejew und die Hauptarmee zu treiben vermögen. Ausgeschlossen erscheint das nicht, und damit ist eine Waffenstreckung in den Bereich des Möglichen gerückt.


Mukden
Liaujang
Schu-schan
Laitschöng
Liaujang-Pass
Tschantschapan-Pass
Tschantschapan-Pass
Schaho
Tatsikiao
Sinmintin
Tschantschumintun
Tsantiawopu
Schikan
Sintai
Tschantschapan
Tschantschapan
Tschantschapan

frühzeitig und sichtlich verstimmt. Gertrud reichte ihm befangen die Hand zum Abschied.

Er ging zum Rhein hinunter, den Wall entlang. Plötzlich lachte er grimmig auf. Auf einem Stein in der Nähe des Wassers saß der Schneidergehilfe und hielt den Kopf in beiden Händen vergraben. Katzenartig schlich der andere von hinten heran. Eine maßlose Wut hatte ihn gepackt. Er lauschte. Der arme Heinrich schluchzte auf wie ein verlassenes Kind.

„He, Schneiderlein!" Und roh riß ihn der Revolutionsmann bei den Schultern. „Heulst ja wie ein Weib! Wir haben ein Nüßchen zu knacken, wir beide, Du schwindsüchtiger Zwirndreher!" Und er rüttelte ihn rauh und mit haßerglühten Augen.

„Laß mich, Du Mörder meiner ersten und letzten Liebe!" (Diese Phrase hatte der arme Heinrich aus einem Roman.)

„Mörder, sagst Du Wicht?" brauste der Rote auf in wachsender Wut. „Weißt Du, Buckel, daß ich wirklich . . . ." Im Ringen stolperten sie über den Stein und stürzten beide; der schwächliche Gehilfe unten, auf ihn sein brutaler Angreifer. Wie er jetzt auf dem Armen kniete, mit rollenden Augen, das Gesicht entstellt durch ein höhnisches Grinsen, da stieß der Schneidergeselle plötzlich einen entsetzlichen Schrei aus; denn mit einem Male war dieser grinsende Gesichtsausdruck seiner Erinnerung zu Hilfe gekommen, um den fürchterlichsten Moment seines Lebens ins Gedächtnis zurückzurufen.

„Ah, nun kenn ich Euch wieder," keuchte er, „Ihr seid der vom schwarzen Wasser an der Hofgartenmauer — Ah!" stöhnte er, denn schwer kniete der andere auf ihm. „Tötet mich, mir liegt doch nichts mehr am Leben. Tötet mich, Mörder meiner Liebe!"

„Das möcht ich auch; Du Buckel hast eine gefährliche Zunge!" raunte der Rote heiser und suchte nach seinem Messer. „Ja, ein gefährliches Subjekt bist Du!"

„O Gott, Gertrud!"

Der Unglückliche hatte etwas blitzen sehen über seinem Haupte und schloß die Augen. Da senkte sich plötzlich eine schwere Faust auf des Roten Kopf. Er stürzte taumelnd zur Seite, stieß dann eine Verwünschung aus und stürzte davon.

„Renn ihm nach, Henn!" rief der biedere Frähns, der mit seinem Gehilfen unerwartet Zeuge dieser erregten Szene geworden war. „Renn ihm nach!" Und er beugte sich auf den Daliegenden. Nach einigen Minuten kehrte der Lippenhenn zurück. Er war kein Dauerläufer. „Der Kerl hat zu schnelle Beine!" murmelte er verdrießlich. Der arme Heinrich griff stöhnend nach seiner Brust. Das weiße Hemd war an einer Stelle rot gefärbt. Die beiden Sackträger äußerten lebhaft ihre Entrüstung und Teilnahme.

„Der Lump hat es auf Deine Uhr und die schwere silberne Kette abgesehen, armer Junge!" meinte der sellen Uhrkette.

Der aber schüttelte traurig das Haupt.

Das ehrliche Sackträgerpaar packte den Schneidergesellen bei den Armen und leitete ihn ins Hospital.

Am andern Tag begegnete Bühl dem Roten am Rhein. Jener suchte auszuweichen, aber Bühl hielt ihn fest und er fuhr in grimmig an. Von seinen beiden Freunden hatte er zeitig die Nachricht von dem Geschehenen erfahren.

„Wenn Ihr ein gemeiner Mörder werden wollt, dann hättet ihr droben in Elberfeld bleiben sollen," grollte Bühl.

Der andere lachte frech.

„Der bucklige Schneider hat Eure Gertrud mit Liebesanträgen verfolgt, ist sogar in die Wohnung der Jungfer Lene eingedrungen —"

„Uebertreibt nicht!"

„Und dann hat uns ein unglücklicher Zufall später zusammengeführt. Wir haben krakeelt; er hat mich gereizt, hat mich bei der Ehre angegriffen, und das duldet ein Demokrat nicht, Bürger!" Der Rote warf sich in die Brust. „Ich habe ihn übrigens nur mit meinem Taschenmesser in der ersten Wut gerizt."

„Ich habe überhaupt keine Lust, Euer Verhältnis mit dem Mädchen länger zu dulden," sprach Bühl unwirsch.

Der Genosse sah ihn mit blitzenden Augen an.

„Das werdet Ihr nicht, Bürger!"

„Wer will es mir verbieten?"

„Ihr werdet mir das Mädchen lassen, hört Ihr?" rief der Rote drohend.

„Ihr wollt vielleicht drohen?" Und Bühl reckte sich gereizt.

„Ja, das will ich; denn ich kenne einen dunklen Punkt aus Eurer Vergangenheit, wo Ihr vor den Geschworenen in Köln —"

Der Rote, der sich unvorsichtig im Eifer hineingeredet hatte, fühlte sich plötzlich von zwei eisernen Fäusten umfaßt, die ihn zu Boden drückten und ihm den Hals zuschnürten. Es wurde ihm dunkel vor den Augen. Dabei hatte sich seine Halsbinde gelöst und auf dem rötlichen Hals zeigten sich drei weiße Streifen, scharf gezeichnete Narben ehemaliger Kratzwunden.

„Ihr seid ja doppelt gezeichnet, mit rotem Haar und diesen drei Narben, Ihr Schuft!" Und in steigender Wut umkrallten Bühls Fäuste seinen Hals. „Bekennt, woher Ihr das wißt, das mit den Geschworenen — bekennt — oder ich schnüre enger." —

Und Bühl schüttelte ihn grimmig.

„Laßt mich!" keuchte der andere.

„Bekennt, oder —"

Jener winkte verzweifelt, und Bühl in dem das Bewußtsein seines Handelns erwacht war, stieß ihn von sich wie einen Hund, packte ihn aber in der nächsten Minute von neuem. Der Mensch hatte einen erloschenen Vulkan in ihn geweckt.

„Ich will bekennen — laßt meinen Hals — wenn Ihr mich nicht unglücklich macht —."

„Ah!"

Aus tiefster Brust kam dieser Ausruf Bühls. Sein starrer Blick haftete auf dem Roten, der sich unter den Fäusten Bühls wand.

„Ihr — Ihr seid es, der damals — im Lindentaler Maar —"

„Hört auf, Bürger! Macht mich nicht unglücklich!" Und wimmernd umfaßte der Rote Bühls Knie.

„Macht mich nicht unglücklich, Bürger! Laßt mich auf den Barrikaden, aber nicht auf dem Schaffot sterben!"

Das letzte Wort wirkte.

Bühl blickte ihn finster an. In seinem Innern kämpften Verachtung und Rache. Und dann blitzte auf einmal ein anderer Gedanke in ihm auf und lief ihn, den Riesen, erbeben.

„Gertrud!" murmelte er erschüttert.

Und wieder packte er den roten Parteigänger und schüttelte ihn wie ein Irrer.

„Nein, unglücklich will ich Euch nicht machen — aber wißt Ihr denn nicht, Ihr — was Ihr tut? Daß Gertrud die Tochter des Mannes ist — den Ihr damals — erstochen habt?"

Der Rote stieß einen dumpfen Schrei aus und stand wie betäubt da.

„Und nun sage ich Euch nochmals: Ihr werdet vor dem Mädchen lassen!" rief Bühl drohend und mit ungewöhnlichem Ernst.

„Ja, ich will es. Nur vertatet mich nicht ihr und den andern. Schwört es mir, Bürger! Auch ich will Euch Dankbarkeit bis zum Tode schwören."

Mit finsterer Miene und schwerem Herzen schritt Bühl davon. —

Der arme Heinrich genas langsam von seiner Wunde, von der er sich schneller erholte, als von der seelischen Aufregung, in die ihn die Erlebnisse des 17. März gestürzt hatten. Aber ein trauriges Los war ihm dennoch beschieden: die Brustwunde hatte ein zehrendes Siechtum zur Folge, dessen Keim schon früher in der Brust des schwächlichen Schneidergesellen gelegen. Am 1. Mai wurde er aus dem Krankenhause entlassen. Müde schlich er von der Klinik am Neutor in den Hofgarten. Die alten Ulmen standen in voller Blüte. Da erblickte er auf einer Bank ein junges Mädchen. Er achtete anfangs nicht darauf; erst als sie von der Strickarbeit aufschaute und bei seinem Anblick jäh aufsprang, starrte er sie an und stieß einen leisen Ruf der Ueberraschung aus.

„Gertrud!"

Er wußte nicht, daß sie seinetwegen hergekommen war. Sie hatte sich vorgenommen, stark zu sein, sich lieb und gütig dem Armen zu erweisen, den der Mann ihrer Liebe in unseliger Eifersucht verwundet hatte — und nun fühlte sie sich auf einmal so schwach und unfähig irgend einer Handlung. Mit einem schmerzlichen Rufe sank sie auf die Bank zurück.

„Gertrud!"

Er beugte sich zu ihr hinab und sprach ihr sanft zu. Sie aber hob die großen blauen Augen flehend zu ihm empor und gestand ihm schluchzend, daß sie ihn nicht lieben könne. Ihm war es, als ob ihre schönen Augen dabei scheu seinen mißgestalteten Körper streiften. Sie flehte ihn an, ihr deshalb nicht böse zu sein, und dabei schluchzte sie herzzerbrechend. Er aber faßte zagend ihre Hand, und als sie ihm nicht wehrte, noch die andere und sagte mit leiser, tonloser Stimme, er wolle auf ihre Liebe verzichten; sie möge ihm nur ein kleines Andenken bewahren. Nur einen Wunsch habe er noch, dann wolle er sich gern in alles fügen. Sie möge ihm nicht böse sein, einen einzigen Wunsch: ihre Stirn küssen zu dürfen. Und wieder stockte er. Und als er dann scheu und leise fragte: „Darf ich, Gertrud?" da nickte sie schluchzend und ließ sich von ihm auf die weiße Stirn küssen, und still weinend ging sie fort. Der arme, schwindsüchtige Geselle sah ihr lange nach, dann sank er auf die Bank und verbarg den Kopf in den Händen, damit die Vögel in den Ulmen des Hofgartens nicht hörten, wie er leise weinte.

Fortsetzung folgt.

Die letzte Ruhestätte der Königin Isabella.

Der Escorial, der von den Spaniern das „achte Weltwunder" genannt wird, und der bekanntlich das Pantheon, die Begräbniskapelle des königlichen Hauses, enthält, hat auch die sterblichen Ueberreste der Königin Isabella aufgenommen. Eine Schilderung des eigenartigen Gebäudes dürfte daher von Interesse sein.

Seinen Ursprung verdankt der Palast einem Gelübde Philipps II. in der Schlacht bei St. Quentin, und da der Heilige des Tages der hl. Laurentius war, der nach der Legende lebend auf einem Rost verbrannt wurde, so bekam das ihm geweihte Gebäude die Form eines Rostes. Alles ist einheitlich und streng in diesem Komplex. Philipp II. wollte nur für die Kirche künstlerischen Schmuck, alles übrige sollte den Eindruck einer schrecklichen und unbequemen Macht machen, die sich nur vor Gott beugt. Früher durfte das Zimmer Philipps II. nicht betreten werden, die Mönche hielten es geheim. Jetzt ist das niedrige, mit Fliesen ausgelegte Zimmer allen zugänglich; seine drei Fenster gehen auf die traurigen Gärten des Escorial hinaus; in Alkoven enthält das Bett des Königs, und daran stößt das Betzimmer, dessen Fenster sich nach dem Chor der Kirche zu öffnet. Dort saß Philipp II. auf einem steifen Lehnstuhl, das dichtliche Bein lag auf einem heute noch vorhandenen Klappstuhl, vor ihm stand ein Holztischchen, und hier, im Halbdunkel und in mönchischer Einfachheit, empfing er die Gesandten. Hier hörte er auch die Messe, wenn sein Leiden ihn am Gehen verhinderte, und hier ist er auch gestorben.

Wie in vielen Kirchen Spaniens führt der Chor nicht in den Hochaltar herum, sondern befindet sich über dem Haupteingang der Kirche. Der Architekt Herrera, der Erbauer des Escorials, baute diesen Chor als flaches Gewölbe und as war das erste Gewölbe dieser Art, das man in Spanien zu machen wagte. Auf den Schlußstein des Gewölbes, inmitten des Chors, setzte er ein ungeheures Gesangspult, das sich auf Laufrädchen drehte. Als Philipp II. diese Arbeit sah, war er erschreckt darüber. „Dieses Gewölbe wird keinen Widerstand leisten, besonders mit dem Gewichte des Gesangspults in der Mitte," sagte er und befahl dem Architekten, trotzdem dieser lebhaft protestierte, unter den Schlußstein des Gewölbes eine stützende Säule zu setzen. Da mit Philipp II. nicht zu diskutieren war, füllte Herrera diesen Wunsch. Philipp II. prüfte den Bau wieder und sagte: „Es ist gut." Da ließ sich der Architekt eine Leiter geben, lehnte sie gegen die Säule und stieg hinauf. Oben angelangt, entfaltete er ein mitgenommenes Pergament und ließ es zwischen dem Kapitäl und dem Gewölbe hindurchgehen, um dem König so zu zeigen, daß das Gewölbe sich nicht gesenkt hatte. „Sener", sagte er, „Ew. Majestät haben gesehen, daß dieses Blatt hindurchgehen konnte, noch in tausend Jahren wird es bequem hindurchgehen, und das Gewölbe wird sich nicht gerührt haben." Da gab Philipp II. überrascht den Befehl, die Säule zu entfernen.

Die Kirche enthält im Innern ein prächtiges Altarbild von 28 Meter Höhe in der „Capilla mayor", 48 Altäre und die Denkmäler Karls V. und Philipps II. aus vergoldeter Bronze von Pompeo Leoni, die sich zu beiden Seiten des Hochaltars befinden. Auf einer Treppe rechts steigt man zum Pantheon herab, der Begräbniskapelle der spanischen Könige und Königinnen und der Infanten. Auf seltsam Wege der Treppe öffnet sich links eine Tür zum „Pudridero", dem Verwesungsort. Man sieht hier nur ein Gerüst, aber man darf den Raum nicht betreten, wenn darauf ein königlicher Sarg steht. Früher wurde von oben herabfließendes Wasser die Leiche unaufhörlich und immissionierte sie schließlich. Dieser Gebrauch ist nicht mehr üblich, seitdem man die Leichen einbalsamiert, aber auch heute noch werden die Leichen der spanischen Könige, wie der Gaulois erzählt, ein ganzes Jahr in eine Nische oder auf ein Gerüst in das „Pudridero" gesetzt. Weiter unten, unter dem Hochaltar, befindet sich das ganz mit Marmor in verschiedenen Farben bekleidete achteckige Grabgewölbe, wo in Nischen und hinter marmornen Halbsäulen die Särge der Könige und der Königinnen von Spanien, die Könige geboren haben, ruhen. Die anderen Königinnen werden in dem viel einfacheren Grabgewölbe der Infanten und Infantinnen beigesetzt. Das Grabgewölbe der Könige wird auch den Sarkophag der Königin Isabella II. aufnehmen. In dem königlichen Grabgewölbe, gegenüber dem Eingang, steht auch ein Altar, über die Zeremonien in der Krypta ist immer sehr einfach. Nur der Oberzeremonienmeister dringt hier ein mit den Trägern des Sarges, die auch die Versiegelung vornehmen. Der Leichenzug bleibt in der Kirche.

Appell am Abend der Schlacht.

Unser Bild führt den Leser in eine jener provisorischen Befestigungen auf dem Vorgelände Port Arthurs, wie sie zum Teil schon von den Chinesen angelegt und dann von den Russen weiter ausgebaut worden sind. Ein heißer Tag liegt hinter den braven Verteidigern der stolzen Feste; schwere Lücken hat er in ihre Reihen gerissen, freilich schwerere noch in die der Angreifer. Nun bläst der Trompeter zum Appell, der den Führern den Ueberblick über die Verluste gewähren soll. Es ist ein Akt voll ergreifender Tragik, ein solcher Appell nach der Schlacht. Auf dem granatendurchwühlten Boden liegt mancher, den die Klänge des Signals nicht mehr wecken, und mancher auch ist zu schwer verletzt, um sich noch zum Appell schleppen zu können. Die anderen aber, die ein gütiges Schicksal diesmal noch verschont hat, denken mit tiefer Teilnahme der „Vermißten". Vielleicht morgen schon werden sie selbst auf die Liste gesetzt. Das ist der Krieg! Aber jeder Mann ein Held, harret das Häuflein Ruhmlosen in dem schwer bedrängten Port Arthur unter dem tapferen Kommandanten aus, der keinen Pardon begehrt, der von Kapitulation nichts wissen will, der nur eine Pflicht kennt, den ihm anvertrauten Posten bis zum letzten Mann und bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.



Allerlei.

Aus dem Leben Gainsboroughs.

Eine Biographie Gainsboroughs, des großen englischen Malers, für dessen Bilder man heute Hunderttausende bezahlt und dessen lieblich graziöse Anmut die heutige Mode in Hüten und Kleidern a la Gainsborough dem Leben wieder zu schenken bemüht ist, ist kürzlich von Gustav Pauli geschrieben worden (Bielefeld und Leipzig 1904) und sie lehrt uns diesen Maler der zarteten Schönheit und der vornehmsten Lebensanmut auch als Menschen lieben. Er muß ein Kind gewesen sein an Lufttigkeit und harmloser Güte, etwa wie Mozart, mit dessen zierlichen Menuetten der gehaltene Rhythmus in seinen Bildern so oft zusammenstimmt. Diese melodiöse Innigkeit, die in dem sanften Reigen, dem leichten Schreiten seiner Gestalten liegt, konnte nur ein Maler empfinden, der im Reich der Töne heimisch war und auch der zarte Zusammenklang seiner Farben, die sich eng miteinander verschmelzen und vermählen wie das weiche Unisono von Geigen und Flöten, ist aus dem Geiste der Musik geboren. Wie aber nun Gainsborough die Musik betrieb, das hat ein Freund von ihm, der Musiker William Jackson, in einer amüsanten Schilderung uns erzählt. Zunächst, so berichtet er, als Gainsborough einmal den berühmten Giardini seine süßen Weisen auf der Violine spielen hörte, verliebte er sich in dieses Instrument, und da er wohl dachte, die Musik stecke in der Geige, rührte er nicht eher, als bis er gerade Giardinis Violine besaß; dann konnte er sich nicht genug tun, das fein geschwungene Holz anzuschauen, und sein Malerauge fand an dem vollkommenen harmonischen Bau, an den spielenden Lichtern und reichen Verzierungen das größte Wohlgefallen, aber es verwunderte sich sehr, daß er nun nicht so gut wie Giardini spielen konnte, sondern auf der schönen Geige schrecklich kratzte. Darauf verliebte er sich, da er stets in seinem beweglichen Sinne sehr schnell neuen Schwärmereien zugewandt war, in die Hoboe seines Freundes, des Virtuosen Fischer, den er so oft gemalt hat; doch hielt er es bei den grellen, schreienden Tönen, die er diesem Instrument entlockte, nicht aus und warf die Hoboe fort. Dann wieder war er völlig von der Harfe begeistert, wie ein zweiter König David sprang er mit seinem Saitenspiel herum und erfreute sich an Harpeggien und kleinen Melodien, die er spielte. Bald danach kam ihm Abel, „der König der Violisten", in den Weg, und da ward die Gambe sein Lieblingsinstrument, mußte aber einer Vorliebe für das Cello weichen. Nach einiger Zeit sah er auf einem Bilde Van Dycks, dessen Kunst ja überhaupt tief auf ihn eingewirkt hat, eine Theorbe und nun mußte er eine solche Laute haben. Ein deutscher Lehrer sollte eine solche besitzen. Sogleich stürmte er in die Dachstube, die der Mann in einer fernen Gegend Londons bewohnte. Fast mit Gewalt nahm er ihm die Laute fort, warf ein paar Hundert Mark hin und fort war er. Doch schon sprang er wieder zur Türe hinein, lachte ihm seine Noten ab, und als ihm zuletzt noch einfiel, daß er das Instrument auch lernen müsse, zwang er den Mann im Schlafrode und ohne Perücke mit ihm zu kommen. Dies lebhafte impulsive Temperament, diese genialе Regsamkeit, dieser leicht veränderliche Enthusiasmus findet man auch in seiner Malerei; dort lebt sich dieser bewegliche Geist aus in einer stets neuen Originalität, in einer abwechselungsreichen die gediegensten Vorteile des Farbenauftrages benutzenden Pinselführung, die jedem Gemälde seine besondere Art, seinen besonderen Duft gibt. Im Leben aber war er ein flotter Bursche und ein echter Bohemien. Mit den vornehmen Herren und Damen, die sich von ihm malen ließen, mochte er nicht verkehren. „Hole der Kuckuck die vornehmen Leute!" so schreibt er in einem Briefe. „Es gibt für einen Künstler keine ärgere Bande von Feinden auf der Welt wie sie, wenn man sie nicht gebührend vom Leibe hält. Sie meinen, daß sie unser Verdienst durch ihre Gesellschaft und Beachtung belohnen — aber ich der ich alle die Spreu wegblase und, bei Gott, auch in ihre Augen hinein, wenn sie sich nicht vorsehen, ich weiß, daß sie nur ein Ding an sich haben, das der Beachtung wert ist: ihren Geldbeutel; ihre Herzen sind selten dem rechten Fleck nahe gelegen, um ergründet werden zu können. Wenn irgend welche Herrschaften mein Haus betreten, so fragt mein Diener sie, ob sie mich zu sehen wünschen (vorausgesetzt, daß sie nicht mit der Betrachtung der Bilder zufrieden zu sein scheinen). Und dann fragt er, was sie wohl von mir zu wünschen beliebten. Wenn sie sagen, ein Bild: „Bitte, meine Herrschaften, einzutreten. Mein Herr wird gleich mit ihnen reden." Aber wenn sie nur ihre Verbeugung machen wollen und Komplimente drechseln, so heißt es: „Mein Herr ist ausgegangen." — Sehen Sie, mein Lieber, so werde ich mit ihnen fertig." In seiner sprudelnden Lustigkeit und unverwüstlichen Frische gab er sich ganz wie er war nur in dem Kreise fröhlicher Gesellen, mit denen er zechte. Diese Abende verbrachte er auch im Theater und der große Garrick, den er verehrte, lebt für uns in seinen Bildern noch fort. An einen anderen Schauspieler, dem etwas dicken Henderson, der gerne aß, hat er geschrieben: „Garrick ist in jeder Hinsicht der bedeutendste Mensch. Sieh auf ihn, Henderson, mit Deinen nachahmenden Augen, denn wenn er fällt, so wirst Du nur das Buch der ersten alten Mutter Natur haben, um dahinein zu sehen. Das mußt Du Dir dann allein ausklauben und kannst Dir dabei im Dunkeln oder bei einem Dreierlicht den Kopf kratzen. Niemand ist mit einem dankbareren Antlitz und schlucht mit besserer Laune als Du. Wenn dies keinen Sinn zu haben scheint, so denke einmal daran, wieviel langweilige Burschen es in der Welt gibt, die mitten im Genusse maulen, mit Undankbarkeit kauen und mit Schmerzen anfaßt mit Vergnügen zu schlucken scheinen. Nun kann einer aber Dich Schweinebraten mit Pflaumensauce essen sieht, so empfindet er unmittelbar jenes Behagen, welches ein fetter Bissen von Natur verursacht, wenn er durch den engen glatten Gang in die Regionen der Wonne sanft hinabgleitet, besuchtet mit dem Tau der Einbildungskraft." Diesen seinen Stumpanen schenkte er seine Bilder und malte sie viele Male unentgeltlich, während die hohen Herrschaften oft auf ihre Porträts warten mußten, ja sogar von ihm abgewiesen wurden. Der Fuhrmann, der seine Bilder nach London brachte, war so begeistert von seinem Genie, daß er keinen Frachtlohn von ihm annahm, dafür schenkte ihm Gainsborough Gemälde die sich als ein solcher, stets wertvoller wer, bender Besitz lange in seiner Familie erhalten haben. 1727 geboren, hatte er sich mit 19 Jahren in ein hübsches, einfaches Landmädchen, Margaret Burr, verliebt und sie geheiratet. Die bescheidene Margaret mag wohl des Malers zu machen verstanden haben, sie hat wohl ein wenig auffällig nach Parvenuart mit dem Ruhm und Reichtum des Gatten geprunkt, da Gainsborough bald so viel verdiente, daß nach einem artigen Wortspiel sein Haus zu einer „Gewinnung" (gains borough) wurde. Doch gingen alle diese leisen Verstimmungen und Wolken am ehelichen Himmel immer wieder schnell vorüber.

„Wenn Gainsborough einmal seine Frau hart angelassen hatte, so schrieb er ein neunmaliges kleines Billet, unterzeichnete es mit dem Namen seines Hündchens Fox und adressierte es an den Schoßhund seiner Gattin, Tristam. Fox überbrachte die Botschaft pünktlich und versehlte nicht, nach einiger Zeit ein ähnliches Billet mit ein paar liebevollen Worten der Versöhnung von seitens Tristams zurückzutragen.

Spiritistischer Wahn in Paris.

Der Fall einer seit drei Wochen toten jungen Frau in Versailles, die von einer spiritistischen Masseuse und ihrer Mutter trotz allen Spuren der Verwesung wieder lebendig gebetet werden sollte, gibt viel zu reden. Wie die Masseuse, eine Elsäßerin, Frau Christman, die ihre Inspirationen direkt von Gott empfangen will, auf Befragen der Aerzte offen gestand, hatte sie die Kranke während mehrerer Wochen nur mit Mineralwasser und Tee „genährt". So erklärt es sich, daß die Aerzte bei dem Leichenbefund erklärten, Frau Barbaut müsse verhungert sein. Die Christman und die Mutter der Toten antworten darauf, es sei möglich, daß die Hungerkur gewisse Organe getötet habe, aber die Auferstehung, die „Erneuerung", wie sie sagen, sei um so sicherer, trotz Verwesung. Zur Vervollständigung dieses wahnwitzigen Bildes kommt nun auch der Gatte der Verstorbenen als Reservist vom aktundzwanzigtägigen Uebungsdienste auf Urlaub und spricht ganz im Sinne seiner Schwiegermutter und der Hexe, wie die Nachbarn die Christmann nennen. Er will nicht, daß die Ueberreste der Tote übergeben werden, fest überzeugt, daß seine Frau nicht tot sei und daß die „Renovierung" bald erfolgen werde. Waldeck-Rousseau, behaupte er, habe die gleiche Krankheit gehabt und sei bei lebendigem Leibe begraben worden. Das dürfe man seiner Frau nicht antun. Die Christmann scheint selbst an ihren Schwindel zu glauben. Sie soll während einer Reihe von Jahren eine reiche Kundschaft in Versailles und Paris gehabt und so ein kleines Vermögen gesammelt haben, das sie jetzt hauptsächlich für arme „Gläubige" verwendet. So hat sie von der Mutter und dem Manne der Frau Barbaut kein Geld für die Konsultationen und die Pflege angenommen.

Ueber den „klugen Hans"

schreibt Dr. P. Meißner in dem Berliner Lokalanz.: „Der „kluge Hans" verständigt sich mit seiner Umgebung durch die Hufklopfsprache, d. h. er stampft mit dem rechten und linken Vorderhuf die Erde und zählt auf diese Weise. Nun weiß jeder, der sich etwas um Pferdedressur bekümmert hat, daß es durchaus nicht schwer ist, ein Pferd zum Scharren oder Stampfen durch sogenannte „Hilfen" beginnen oder aufhören zu lassen, so steht der Lösung selbst der schwierigsten Rechenexempel dann nichts im Wege, wenn der vorführende Dresseur intelligent genug ist, dieses Exempel zu lösen. Diese „Hilfen" nun sind der einzige Trick bei dem ganzen „klugen Hans". Sie sind sehr mannigfaltig. Z. B. der Dresseur fragt: „Wieviel ist 8 und 5?" So wie die Frage vorüber ist, tritt eine Pause ein, und diese Pause ist die Hilfe für Hans, nun mit Scharren zubeginnen. Der Dresseur steht mit gesenktem Haupte und beobachtet scheinbar, zählt die Schläge des Hufes; ist die Zahl 8 erreicht, hebt der